

# BUNTE WELT

Nr. 27

Unterhaltungsbeilage

1936

Max Barth:

## Das Manuskript

(Schluß)

Der Setzer hatte getippt: „gerecht“. Ehret änderte es nicht; die Fahne enthielt natürlich noch manchen Druckfehler, aber die Korrektur war Landes Sache; er wollte ihm nicht ins Handwerk pfeifen. Er klopfte am Nebenraum.

„Hier ist Ihr Artikel. Man hat ihn versehenlich mit gebracht. Sagen Sie, halten Sie das für gut, zum Schluß diese Andeutung zu machen. Vielleicht würden manche es etwas — pietätlos finden, und besonders von Ihnen.“

Landa spielte mit seiner Zigarette, während er in die Korrekturfahne sah. Er schien unerschütterlich. „Ja, was meinen Sie? Ich möchte natürlich nicht, daß ich Anstoß erzeuge; aber sagen Sie selbst: was für ein Motiv bleibt anders übrig.“ Er hatte begonnen, mit dem Bleistift in der Hand, den Artikel von Anfang an durchzulesen.

Ehret ging nach dem Manuskript, um noch einmal die letzten Zeilen zu überlesen. Mit einem Male blieb sein Blick haften. Langsam legte er die Blätter weg. Er machte ein paar Schritte durchs Zimmer.

„Sagen Sie, haben Sie Bruck eigentlich sehr gut gefasst? Und wie standen Sie zu ihm?“

Landa schwieg eine Sekunde. Dann wandte er sich um, sah Ehret direkt in die Augen und erklärte: „Ich habe ihn sehr gut gefasst, und ich haßte ihn.“

„Ich dachte mir's“, sagte Ehret halbblau. Dann, mühsam: „Haben Sie ihn genug gehaßt, um ihn zu töten.“

Landa schaute ihn lange an. In seinen Augen lag nichts von Erregung, nur Trauer. Schließlich entschloß er sich zu reden: „Bitte, sehen Sie sich.“

„Ja“, fuhr er dann fort, „ich habe ihn tödlich gehaßt. Gleich als Sie ins Zimmer traten, habe ich Ihnen etwas angemerkelt; allerdings dachte ich dann, es sei nur das Unbehagen wegen der Schlüsselzeilen.“

„Es war auch nichts anderes, damals Wegen der Schlüsselzeilen, und allerdings auch wegen der ganzen ironisch-neutralen Sprache ihres Artikels.“

„Nun, ich kann Ihnen in wenig Worten sagen, was mit Bruck los war. Er war ein charmanter Kumpan, weltmännisch, kollegial, gebildet, immer bornheim, humorvoll und großzügig, nicht wahr? So habt ihr ihn alle gekannt. Ich wußte ein wenig mehr von ihm. Er war der Freund meines Vaters gewesen, und ich nannte ihn seit Kindertagen „Onkel Otto“. Ich habe ihn von nahe gesehen. Er war ein Mann der Leidenschaften, und seine beiden Leidenschaften waren das Geld und die Frauen. Auf diesen Gebieten gab es für ihn keine Hemmungen, und wer ihm in den Weg trat, wurde übertrampelt. Er war brutal — in dieser Hinsicht. Kein Mittel war ihm zu schlecht; manchmal schien es mir fast, als sei ihm keines schlecht genug, als jüde er nach immer gemeineren Wegen, um zum Ziel zu kommen. Er war, unter anderem, ein Erpresser.“

„Landa!“

„Ich weiß, was ich sage. Er wußte viel und kaufte Informationen, wo und von wem er sie bekommen konnte. Er hat gewußt, wo das Geld zu holen war. Natürlich blieb er auch darin seiner großzügigen Natur treu: keine Fische interessierten ihn nicht. Er holte nur die großen, fetten Hapfen. Ich konnte Ihnen Namen nennen — Sie würden staunen. Sie fragen, woher ich das weiß? Sehr einfach: er benutzte mich; ich war sein Werkzeug. Wäre etwas schief gegangen: er wäre nicht dem Schatten eines Verdachts ausgekehrt gewesen; mit mir wär's aus gewesen.“

„Ich verstehe nicht, Landa. Sie sagen, Sie selbst —“

„Nun ja, es ist ganz einfach: er hatte mich in der Hand. Glauben Sie, sonst hätte ich jahrelang in meinem Haushalt gelebt, ihn angeekelt und vor der Welt den dankbaren jungen Mann gespielt? Ich habe einmal — es ist lange her — einen Wechsel mit dem Namen meines Vaters unterschrieben. Dieses Stück Papier war seine Waffe. Er hielt es fest, und mit ihm hielt er mich fest. Damit konnte er mich zu allem zwingen. Und das hat er auch getan. Solange, bis meine Selbstbeherrschung riß. Ja, ich hab ihn erschlagen, ja, ja, ja! Ich hatte eine Freundin, das heißt, es war da ein Mädchen, das ich liebte, und wenn ich sage, liebe, meine ich das auch. Kurzum, es war für mich eine todernste Sache. Für sie — ich denke für sie war alles erst im Anfang; aber man konnte sehen, wie es weitergehen würde. Es wäre eine gute, schöne Sache gewesen. Gestalten Sie mir, sentimental



## Sonntags

Sonntags hat der Mensch Zeit, auszuschlafen, denn er geht nicht ins Büro.

Sonntags schaut der liebe Gott inognito lächelnd auf die Welt, die er erschaffen.

Und der Mensch — ganz ohne streifen Kragen, — frisch gebadet, geht vergnügt durchs Haus. Seine Sorgen sog er Samstag aus, (so was trägt man nur an Wochentagen).

Sonntags startet man total beflügelt, (beinah' kostenlos) in die Natur. Dort nun, mittels etwas Wald und Fluss wird die liebe Seele ausgebügelt.

Sonntags ist das Leben fast erträglich. Kilometerweit entfernt von Politik glaubt kein Mensch mehr an den nächsten Krieg. (So im Grünen scheint er wirklich ganz unmöglich).

Gegen Abend fängt es an zu dümmern. (Das passiert auch Sonntags allgemein). Und das Herz beginnt ganz laut zu dümmern, und man wünscht, als wär' man kinderlein: „Achtundvierzig Stunden müßt' es Sonntag sein!“

P e t r a.

zu sagen: eine Lebenssache. Nun, Bruck hatte das bad heraus; er sah uns einmal im Auto. Seither hatte er keine Ruhe, er wußte sie lernen lernen. Ich wich aus. Aber am — an jenem Abend traf er uns, er behauptete, zu spät, aber ich glaube es nicht — im Etablissement. Ich konnte nicht mehr ausweichen, mußte ihn vorstellen und an unseren Tisch bitten. Nach einer halben Stunde ging er zum Telefon, lehrte zurück und sagte bedauernd: „Lieber Kurt, ich muß dich um eine große Gefälligkeit bitten. Willst du einen Moment mit ins Vestibül kommen?“ Und draußen gab er mir einen Auftrag, einen vollkommen lächerlichen Auftrag: ich sollte sofort hierhergehen und für ihn aus dem Archiv irgendeine alte Geschichte austreten. Ich sah natürlich, was gespielt wurde und lehnte schroff ab. Aber er wußte ja, wie er mich zwingen konnte, er drohte, und ich wußte, daß er nicht zögern würde, die Drohung wahr zu machen. Ich mußte gehorchen.

Ich entschuldigte mich bei meiner Freundin und fuhr hochend vor Born hierher. Die Sache war in wenigen Minuten gefunden. Ich ging durch die Expedition, rief dem Portier lachend einen Gutenachtgruß zu, um auch wirklich bemerkt zu werden, wie ich das Haus verließ. Dann wartete ich in der Nähe des Lores und schlüpfte neben einem ausfahrenden Wagen unbeobachtet wieder hinein. Ich hatte mir schon längst einen Schlüssel zu Brucks Privatzimmer verschafft. Nun durchstöberte ich alles, was nicht eingeschlossen war; ich hoffte, irgendwo irgend etwas zu finden, das ihn mir in die Hand gab. Es mußte Dinge geben, die ihn belasteten; er mußte irgendwie zu fassen sein. Ich hatte vor, mir eines Tages die Wachsabdrücke seiner Schreibstischschlösser zu beschaffen, aber das ging an diesem Abend nicht; ich hatte nichts bei mir. So durchsuchte ich Platt für Platt, was ich auf dem Schreibtisch und in den Regalen fand. Es war natürlich sinnlos, aber ich war ja auch nicht recht bei Sinnen. Nach zwei Stunden gab ich's auf. Ich setzte mich erschöpft in seinen Sessel und brütete vor mich hin. Da kam er. Er war wütend, mich vorzufinden — sehr begreiflich. Dann begann er mich zu quälen. „Sehr charmanter Kind, muß ich sagen, deine kleine Irene. Zuerst war sie ja etwas spröde und ganz und gar Dame. Aber so ein bißchen Sekt tut manchmal Wunder. Schon im Auto war sie sehr verunsichert, und schließlich zu Hause — also ich kann nur sagen: Einz' Al! Ich danke dir herzlich für den schönen Abend, lieber Kurt, und will dein romantisches Debit als Eindrescher verzeihen. Zum Ausgleich sozusagen.“ Er lagte, daß mir eine Gänsehaut über den Rücken das Ding sorgfältig ab, warf's in die Ecke und ging raus. Ich schloß mit meinem Schlüssel ab und warf ihn später in den Fluss. Und meinen dazu. So. Und jetzt?“

Ehret wollte sprechen, aber im selben Moment klopfte es. Ein Mann in Zivil hielt einen Brief in der Hand: „Inspektor Krenn.

# Die Juden von Kaifungfo

Bergehen Sie die Störung, meine Herren. Im Nachlaß des Herrn Direktors Brud wurde dieser Brief gefunden. Er ist an Herrn Landa adressiert. Wenn Sie so freundlich sein wollten, ihn zu öffnen; es könnte immerhin sein, daß ein für die Behörde wichtiger Fingerzeig —

Landa nahm den Brief zaudernd entgegen. Es blieb ihm keine Wahl, er mußte ihn öffnen. Langsam schnitt er ihn auf. Die beiden anderen sahen, wie ein Ausdruck vollkommener Verblüfftheit über seine Bänge lief. Ehret war es einen Moment, als fänten seine Schultern zusammen. Dann wandte er sich dem Inspektor zu: „Hier.“

Der Inspektor sah verdutzt das Häufchen schwarze Asche in dem Briefumschlag. „Kuriös. Was soll das?“

Landa, beherrscht wie immer, zuckte die Achsel: „Keine Ahnung. Muß wohl einen Esplan geholt haben, der gute Onkel. Herzlos von mir, nicht?“ Er griff in die Westentasche, holte ein Monotel heraus und klemmte es ein. Das war eine seiner Marotten, die er in manchen Augenblicken zur Unterstreichung seiner üblichen ähynisch-schnoddrigen Art benötigte. Er sah hochmütig auf die Asche in der Hand des Beamten hinab und murmelte kopfschüttelnd: „Kuriöse Idee. Sollte womöglich ein Biß sein: vielleicht hat er mir das als Erde zugebracht.“

Der Beamte hatte sich noch nicht von seinem Staunen erholt, als er das Zimmet verließ.

Landa steckte das Monotel ein. „Nun?“

„Der Bechse!“

„Natürlich der Bechse! gar kein Zweifel. So war Brud. So haben Sie ihn nicht gekannt, was, Ehret? Ein Schwein. Ein hündischer Bißbold. Mit diesem Häufchen Asche hat er mich viele Jahre lang in tödlicher Angst gehalten und mich zu seinem Sklaven gemacht, zu seinen schmutzigen Diensten gezwungen. — So, und jetzt, was werden Sie tun?“

Ehret zündete seine ausgegangene Pfeife an. Dann sagte er ruhig: „Ich bin weder ein Polizist noch ein Richter. Wenn etwas zu tun ist, ist es Ihre Sache.“

„Schön. Ich werde überlegen. Sie können sich denken, daß ich all diese Tage her schon nachdenke, was ich machen soll. Aber nun würde mich noch eines interessieren: Wie sind Sie auf mich verfallen.“

Ehret ging zum Schreibtisch und nahm das Manuskript auf: „Daß ein Seiber Fehler macht, ist nichts Tragisches. Aber daß ein Autor sich in so sinnvoller Weise verschreibt, macht stäubig: Lesen Sie. Sie haben geschrieben: „... irgendeiner, dem er Schlimmes zugefügt hat, muß sich an ihm gerecht haben.“ Natürlich hat das so keinen Sinn, dieses „gerecht“. Aber wenn man es als Fehlleistung betrachtet, ist es höchst auffallend. Ein Klein wenig, ganz primitive, Psychoanalyse. Sie wollten schreiben „gerächt“; aber unbewußt empfanden Sie, die Tat sei in Wirklichkeit gerecht gewesen, und so setzten Sie versuchsweise dieses „gerecht“ hin, das dann der Seiber aus Unüberlegtheit abtippte. Vielleicht hat er selbst auch einmal eine schlechte Erfahrung mit Brud gemacht, und sein Unbewußtes hat auch seine Aufmerksamkeit bezieht. Das wäre dann eine zweite Fehlleistung.“

Landa holte sein Monotel hervor. „Fabelhaft!“ sagte er lächelnd. Aber als er die runde Scherbe abnehmen wollte, ätzerten seine Finger, das Glas zerplitterte auf dem Boden. Landa sah auf und verfallen aus.

Im Jahre 1779 schrieb der damals weltberühmte, jetzt aber gänzlich vergessene dänische Gelehrte Klaus Gerhards Thychsen einen Brief nach China, worin er um Aufklärung bat, wie es sich mit der alten jüdischen Siedlung verhielte, die dort angeblich noch bestünde. Er wiederholte den Versuch im Jahre 1798, aber auch diesmal erfolglos. Die chinesischen Juden blieben noch einige Menschenalter lang ein ungelöstes Geheimnis, von dem man nur durch einige Berichte von Jesuitenmissionären und sehr alte hebräische Dokumente erfahren hatte, die diese Jesuiten mit nach Europa gebracht hatten. Thychsen, der berühmteste Orientalist seiner Zeit, hatte diese Dokumente zur Uebersetzung vorgelegt erhalten.

Am einem Sommerabend des Jahres 1605 erschien bei dem Vater Matteo Ricci in dem Hauptquartier der Jesuiten zu Peking ein chinesischer Student, der in die Hauptstadt gekommen war, um das Beamtenexamen abzulegen. Der zukünftige Mandarin erklärte, seine Glaubensgenossen kennen lernen zu wollen, da er gehört hätte, daß auch sie einen unsichtbaren Gott, des Himmels und der Erde Herrn, verehrten und doch keine Mohammedaner seien. Vater Ricci wunderte sich über die ihm gleichzeitig fremd und bekannt dünkenden Gesichtszüge des Chinesen und führte ihn in sein Sprechzimmer. Dort an den Wänden hingen Bildnisse der Jungfrau Maria, Jesus und Johannes des Täufers, wie auch der vier Evangelisten. Der Fremde verbeugte sich vor ihnen und sagte, obwohl er Bilder nicht anbetet, empfinde er große Ehrfurcht vor den Vorbildern. „Das ist Rebekka mit ihren Söhnen Esau und Jakob“, sprach der Student, „aber warum sind hier nur vier von den zwölf Söhnen Jakobs?“ Er war wohlbewandert im Alten Testament, aber er ahnte nichts von der Existenz des Neuen. Er kam von Kaifungfo, der alten Hauptstadt der Provinz Honan, 400 Meilen von Peking. Er berichtete, daß sich dort eine jüdische Gemeinde befände mit 500 bis 600 Mitgliedern, einer Synagoge, die erst vor kurzem wieder instand gesetzt worden wäre und eine über 400 Jahre alte Gesezesnovelle enthielte. Der Student nannte noch mehrere Städte Chinas, in denen gleichfalls jüdische Gemeinden lebten, so Kanton, Nanjing, Kansau, Amoy u. a. m.

Nun hat schon Marco Polo, der venezianische Kaufmann und Weltstreifende, der tief nach Asien vorgedrungen ist, 1268 geschrieben, daß die chinesischen Juden großen Einfluß in Handel und Politik hätten; er hätte mit ihnen selbst keine Verbindung erlangt, sie schienen aber schon sehr lange dort zu leben, zumal der Prophet Jesaias in Kapitel 49, Vers 12, bereits sagt: „Siehe, diese werden von ferne kommen, und siehe, jene von Mitternacht und diese vom Meer, und jene vom Lande Sinim.“

Sobiel ist festgestelt, daß die Juden in Persien schon zu Christus Zeiten in lebhaften Handelsbeziehungen zu den chinesischen „Seidenmännern“ standen. Der Seidenhandel von dem damals einzigen Herstellungsland China hatte zur Blanzzeit des alten Rom und im frühen Mittelalter solchen Umfang angenommen, daß längst der Karawanenwege und in Handelszentren Kolonien der Kaufleute und Frächter entstanden, in denen sie nach ihren Volks- und Glaubensbräuchen lebten. So kann es wohl sein, daß perisische Juden vor den Verfolgungen des Rebuladnezar weiter ostwärts gewandert und auch Juden aus dem Heere Alexanders des Großen von Indien dahingelangt sind.

Als im sechsten Jahrhundert unserer Zeitrechnung der Seidenwurm nach Europa verpflanzt wurde (angeblich von Jesuiten in hohen Städten hergeschmuggelt) und mit der Zeit die europäische Seidenweberei entstand, ging die Verbindung mit den chinesischen Juden verloren. Nur von dem Heimaort jenes Studenten, Kaifungfo, ist ein Bericht vorhanden, da hundert Jahre nach seinem Besuch in Peking eine Jesuitenmission dahinkam, der wir u. a. auch Zeichnungen des dortigen Tempels verdanken. Man sieht da Juden in alt-chinesischer Tracht, also auch lang begopft. Die Mission studierte das Leben der Juden und nahm Abschriften von den Worten auf verschiedenen Baudenkmalern, besonders der drei Gedenktafeln aus den Jahren 1489, 1512 und 1603. Die älteste dieser Tafeln beginnt: „Abraham stammte im 19. Stkdt von Adam. Abraham grubelte über die Probleme der Natur und kam zu dem Glauben an Einen Gott. Er wurde der Stifter unserer Religion.“ Es folgt eine Beschreibung ihrer Sitten und Gebräuche. „Wir beten dreimal des Tages“, heißt es da, „morgens, mittags und abends. Der Betende kniet nieder und betet entweder in stummer Andacht oder mit lauter Stimme, indem er nach vorn und wieder zurück sich beugt. Zum Schluß geht er drei Schritte zurück und fünf nach vorn, wendet sich nach rechts und nach links, blickt nach oben und unten, um darzutun, daß Gott allgegenwärtig ist. Die Juden sind verpflichtet, ihre Vorfahren zu ehren und opfern ihnen zweimal im Jahr. Im Frühjahr und Herbst werden ihnen Ochsen und anderes Vieh und die Früchte des Jahres geopfert.“ (Man sieht hier die Verquickung mit dem chinesischen Ahnenkultus). Vier Tage im Monat, die Sabbathe, sind der Reinigung und Werken der Barmherzigkeit gewidmet. In jedem 3. Vierteljahr fastet der Jude sieben Tage, an einem von ihnen enthält er sich des Essens vollständig und verbringt ihn mit Gebet und Reue.“

Ueber die Geschichte der Religion besagt diese Inschrift: „Unsere Religion kommt ursprünglich von Zientiou (vielleicht Indien). Die Familien kamen an Songs Hof und boten Gaben von Baumwolle aus den westlichen Ländern dar. Der Kaiser sagte: „Ihr seid nach China gekommen. Halte Eurer Vordäter Geseze und laßt Euch in Kaifungfo nieder.“

863 wurde die Synagoge erbaut, 1279 wurde sie erneuert. 1421 erhielt ein Arzt die Erlaubnis, den Tempel wieder zu renovieren, wobei eine große Ehrentafel für die Ming-Dynastie angebracht wurde. 1461 ging der Gelbe Fluß über seine Ufer und riß mit großen Teilen der Stadt auch die Synagoge fort, die aber unmittelbar darnach wieder aufgebaut wurde, und Mitglieder der Gemeinde stifteten Basen und Leuchter in großer Zahl und aus edlem Material.“

Die Inschrift von 1603 gibt zunächst eine Beschreibung der Gemeinde. „Die diese Religion bekennen, sind auch an anderen Orten. Aber wo immer sie sich befinden, halten sie ihre Geseze und nähren Ehrfurcht vor der ewigen Gerechtigkeit. In Uebereinstimmung mit den Chinesen verabscheuen sie Aberglauben und Götzendienst. Ihre heiligen Bücher gehen nicht nur die Juden an, sondern alle Menschen, Krätze wie Untertanen, Eltern und Kinder, Alte und Junge. Nur gering verschieden von unseren (chinesischen) Gesezen gibteln sie in der Anbetung des Himmels und fordern zum Respekt vor den Eltern und zur Ehrfurcht vor den Ahnen auf. Die Juden sind tüchtig im Ader-

bau, Handel, Politik und Krieg und sind sehr geschätzt wegen ihrer Rechtschaffenheit, Treue und strengen Einhaltung der religiösen Vorschriften."

Der Bericht schildert dann, wie die Stadt nach dem Fall der Mingdynastie sechs Monate lang von dem Auführer Litietien belagert wurde. Schließlich mußte die Stadt sich ergeben, worauf er sie zwang, die Deiche abzubauen, so daß der Gelbe Fluß sie wieder verwüsten konnte. Die Inschrift enthält die Namen derjenigen, die die heiligen Bücher in Sicherheit brachten. Zehn Jahre darauf wurde die Stadt wieder aufgebaut unter der Leitung eines jüdischen Mandarins aus der Provinz Chenfi. 1653 konnte die Synagoge wieder in Benutzung genommen werden.

Sie glich äußerlich vollkommen den chinesischen Tempeln und hatte gleich diesen einen Vorgarten, eine Ahnenhalle und einen besondern Altar zum Gebet für das Kaiserhaus. Während aber die chinesischen Tempel vom Süden betreten werden, lag der Eingang der Synagoge nach Osten und die Gemeinde betete nach Westen (Jerusalem) gekehrt.

Mit der Vertreibung der Jesuiten aus China ging die Verbindung mit den Juden von Kaifungso verloren. Eine Reihe von Versuchen, sie wieder anzuknüpfen, schlug fehl. Erst 1844 schickte der britische Konsul in Jerusalem eine Anfrage hin, auf die er — 1870 Antwort erhielt. Sie berichtete, daß die Synagoge in Trümmer läge, die Gemeinde sich in äußerster Armut befände und nur noch eine 70jährige Frau etwas Gebräuisch lesen könne. Der Brief schließt: „Morgens und abends bringen wir Rauchopfer dar und beten unter Tränen, daß unsere Religion zu neuer Blüte erwachen möge.“ Am 9. Dezember 1850 kamen zwei chinesische Missionäre vom protestantischen Bischof in Hongkong nach Kaifungso. Sie fanden die Juden in größtem Elend, keiner konnte Gebräuisch, sie hielten keinen Gottesdienst mehr ab, aber vielfach doch noch ihre Traditionen aufrecht — trotz der mohammedanischen Umgebung und der Nachbarschaft eines heidnischen Feuertempels. Sie aßen kein Fleisch und benutzten auch nicht die heidnischen Musikinstrumente bei ihren Hochzeiten. Während des Opiumkrieges wurde 1857 die ganze Bevölkerung dieser Stadt verjagt, aber zehn Jahre später fand ein Forschungsreisender sie dort wieder an. An der Stelle der einstigen Synagoge war ein Wasserlämpel. Die Steine und den Grund hatten die verarmten Juden für den Bau einer Moschee verkauft. Einige Mitglieder der Gemeinde beteten vor Steinen, die in die Mauern der Moschee eingemauert waren. Ein in Marmor gefaßter Gong aus der Synagoge ist in einem amerikanischen Museum.

Die neue jüdische Gemeinde schickte 1902 eine Expedition nach Kaifungso, aber es erwies sich als unmöglich, die dortige Gemeinde wieder aufzurichten, da die Juden ganz in ihrer chinesischen Umgebung aufgegangen waren.

Indessen ist die alte jüdische Einwanderung nicht spurlos verschwunden. Die Familien sind nicht ausgestorben, und es gibt noch viele Tausende Gesichter mit jüdischen Zügen. Im letzten Menschenalter hat eine starke jüdische Einwanderung nach China stattgefunden. Allein in Charbin, jetzt Mandschukuo, leben über 80.000. Niemand hat es in China Judenverfolgungen gegeben, die dem chinesischen Naturell und Denken völlig fremd und unbegreiflich sind.

## Mährisches Land

Es daß die Stadt,  
Die keine Stadt,  
Im Rücken die Hügel,  
Zu Füßen das Land.  
Karg ist der Berg,  
Des deutschen Bauern Berg;  
Kartoffelkraut und Saferstern  
Reicht dir kaum bis zu den Knien.  
Fruchtst schwer das Land,  
Des tschechischen Bauern Land;  
Mannshoch steht sein Erntesege  
Auf fetter Krume hanakischer Erde  
Und streift dir die Wangen im Vorübergehn.  
Reiben brennt die gleiche Sonne,  
Weide bleicht der gleiche Mond.  
Doch herbe klingt des deutschen Weise,  
Ueberrätig, weich das tschechische Lied. —  
Manchmal, wenn der Sommerabend dümmert,  
Zittert des Fingelhorns schwermütiger Ton  
Von Land zu Berg,  
Von Berg zu Land,  
Ein Schwingenschlagen der Sehnsucht,  
Und mitten darin  
— Trauergarten der Jugend —  
Die keine Stadt.

Julius Mader.

## Stammbaum echt — Hund gefälscht . . .

Von Joan

Bis vor kurzem noch war der Handel mit Rassehunden ein recht einträgliches Geschäft. Trotzdem haben skrupellose Menschen diesen Erwerbszweig in argen Mißkredit gebracht. Ihre Tricks und Finten waren oft sehr originell.

### „Das Zwerghündchen“

Es gibt Leute, vornehmlich Damen, die nur ganz kleine Hunde lieben. Unzählige Male wurde diese Vorliebe dahin ausgenützt, daß irgendein Händler, den man ja nicht einmal dem Namen nach kannte, dem Käufer einredete, dieser Zwergattler oder jener süße, herzige Zwergspitz werde nicht mehr größer werden. Nach einigen Wochen stellte sich dann heraus, daß das Tier unheimlich rasch wächst und womöglich alle seine Rassegenossen um ein Beträchtliches an Größe übertrifft. Das ist ein nur zu allgäuliger Schwindel, dem schon viele Hundefreunde aufgefallen sind. Weniger bekannt jedoch ist der Trick mit einem echten Stammbaum.

### Krüppelrnte Bedingung

Eine Zeit lang waren unter anderen auch englische Bulldoggen beliebt. Besonderen Wert legt man bei dieser Rasse auf eine gebrochene, eine sogenannte Krüppelrute. Eine solche soll natürlich angeboren sein. Da dies aber selten der Fall ist, scheuten sich einige rohe Hundezüchter nicht, den jungen Bulldoggen mit normaler Rute Gewalt anzutun und die Ruten zu brechen und künstlich zu verstümmeln.

### Dobermann mit Kaffee gefällig?

War einmal ein Dobermann zu verkaufen, einer, wie eben alle Dobermänner sind. Schwarz, mit rotbrauner Zeichnung. Zur Keinsässigkeit gehört bei diesen Hunden, daß sie am ganzen Körper keinen, aber auch nicht den geringsten weißen Fleck aufweisen. Der verkäufliche Dobermann — er hörte auf den Namen Lur — hatte aber leider auf der Brust einen großen, weißen Fleck, einer Semdbrust ähnlich. „Was tun?“ sprach der geriffene Händler. Seine ihm ebenbürtige Gattin wußte Rat. Wir werden den Lur einfach färben. Und zwar mit schwarzem Kaffee. Das ist unschädlich und man

wird's auch nicht so bald merken. Gefagt, getan. Lur mußte die Prozedur über sich ergehen lassen und tauschte fehlertose Rasse vor. . . Das neue Herrl ließ den eben erworbenen Hund sogleich baden. Nach dem Bad präparierte hiezu Lur mit einer blütenweißen Semda brust. . .

### „Ruppert von Riblungenhort“

So steht es schwarz auf weiß auf dem amtlich beglaubigten Stammbaum. Auch die Eltern, beide Großeltern und alle Urgroßeltern weisen hochtrabende Namen auf, Ruppert, der vorerst noch ganz kleine deutsche Schäferhund, war also gehörig legitimiert, als ihn sein vorzüglicher Herr erstand. Nach einigen Wochen zeigte es sich aber, daß die bei edlen Deutschen Schäferhunden so charakteristischen Stehhohren, die von vorne gesehen ein V darstellen, nicht zum Vorkommen kommen wollten. Vergebens wurde dem Tier Lebertran eingesflößt. Die Ohren entwidelten sich zu ausgesprochenen Hängeohren, wie sie etwa einem Dackel ziemen. . . Die Rute soll bekanntlich herabhängend getragen werden. Hier war's wieder umgekehrt. Bei Ruppert gerade strebte sie nach oben; ja, sie ringelte sich wie bei einem Spitz. Da der Stammbaum über allem Jociasel wirklich echt war, mußte naturgemäß der Hund . . . gefälscht sein. Und das kam so:

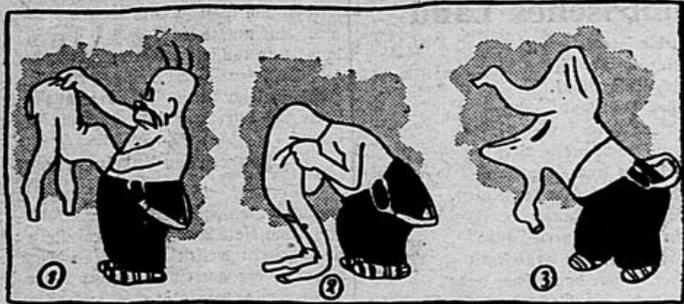
### Aus vier mach sechs!

Die Hündin hatte einen Wurf von vier Jungen. Der Hundezüchter meldete jedoch einen solchen von sechs beim betreffenden Hundezüchterverein an und bekam sechs Stammbaumformulare. Zwei rassfähnliche Hündchen wurden den vier echten als Stiefgeschwister zugeteilt. Die Käufer dieser untergeschobenen Jungen merkten dies aber erst nach einigen Monaten. Vom Verkäufer fanden sie dann keine Spur mehr.

### Polizeihund Rex arbeitet . . .

Der Besitzer eines Ein-Familienhauses schaffte sich einen Polizeihund an. Zum Schutze seiner Habe. Rex wurde von einem Händler, der auf Grund eines Inzerates gekommen war und sich fälschlich als Vertreter einer Tiergroßhandlung ausgab, auf das Wärmste empfohlen. Die Probeleistungen gelangen über alle Pfagen. Rex suchte und fand Spuren, bewachte auf Befehl Gegenstände, verteidigte seinen Herrn und verfolgte den sich als „Verbrecher“ bereitgestellten Mann. Der Preis war außerdem sehr gering. So kam der Kauf bald zustande. Am nächsten Tage aber fehlten aus der Wohnung schon einige Gegenstände. Kleinigkeiten vorerst. Eine Kleiderbürste, ein Waschlappen und dergleichen. Man konnte sich nicht erklären, wohin die Sachen in der, nur von einer alten, verlässlichen Magd geführten Rusterwirtschaft hingekommen waren. Einen Tag später wurde die Geschichte schon bedenklicher. Durch Zufall kam man darauf, daß Rex alle unversperrten Türen selbst öffnen konnte, ja daß er sogar nicht zu schließen vergaß. Auch war es diesem geübten Springer ein Leichtes, aus den im Hochparterre gelegenen Minirett vom Fenster aus auf die Straße und wieder zurück zu springen. Eine Aktentasche und ein Hut verschwanden an diesem Tage. Man vermutete, daß der Hund die Sachen irgendwohin verschleppte und vielleicht vergraben hatte und begann auf diesen ominösen Polizeihund aufzupassen. Diese Beobachtung am nächsten Tage führte zu einer geradezu sensationellen Ergebnis. Der Besitzer hörte auf der Straße einen eigenartigen Pfiff. Rex, der sich im Nebenraum befand, wurde durch einen Türspalt beobachtet. Bei dem Pfiff spitzte er die Ohren, schnüffelte im Raum umher und padte eine auf

**Jeder Parteigenosse  
liest das Parteiblatt**



Copyright P. L. B. Box 6 Copenhagen



Adamsons Kampf mit dem Hemd

dem Nachkästchen liegende goldene Taschenuhr an der Kette mit den Zähnen. Mit dieser Beute sprang er aus dem Fenster, lief quer über die Straße und kam nach überraschend kurzer Zeit wieder — ohne Uhr. Der Bestohlene aber war nicht minder flink. In einer seitwärts gelegenen Straße entdeckte er den angeblichen Hundehändler. Er ließ diesen festnehmen und — Uhr und Kette wurden bei ihm gefunden. Der Polizeihund Rex entpuppte sich also geradezu als Diebshund. Das gut abgerichtete Tier wurde seinem Lehrherrn abgenommen und einem wirklichen Polizeihundezwinger zugeteilt. Dort wurde es undressiert und der intelligente Dobermann, der sich als so fähig erwiesen hatte, wurde rasch einer der verlässlichsten Polizeihunde. . . .

### Vom Niesen

Man findet noch immer höfliche Leute, die althergebrachte Umgangsformen nicht verschmähen und ihren Mitmenschen mit lauten „Prost Gesundheit!“ und „Zum Wohlsein!“ über dieses herb-kislige Gefühl hinwegsehen. Dieser Ausruf ist seit undenklich langer Zeit Sitte bei fast allen Nationen der Erde. Soll ein verlogener Snobismus diese wohlige Erquickung des Körpers übersehen wollen, den sinnlosen Wunsch in guter Gesellschaft für unschädlich finden, diese harmlose Gewohnheit lebt weiter fort, bei zivilisierten Nationen ebenso wie bei kulturarmen Nomadenvölkern. Der griechische Mythos belehrt uns, daß den ersten Nieser das gottlose Tun Prometheus berrückt hatte. Dieser göttliche Chemiker der bormenschlichen Zeit soll im Himmel Sonnenstrahlen gestohlen und sie in einem kleinen Gefäß gesammelt haben. Er netzte aus Lehm ein schöpferischer Geschicklichkeit den ersten menschlichen Körper, hielt die gestohlenen Sonnenstrahlen unter die Nase dieses Homunkulus — und niesete — die leblose Masse niesete gewaltig und unerhört. Es war das erste Zeichen des Lebens. Prometheus mußte für die Schaffung des Menschen grauam büßen, die olympischen Mächte zürnten ihm, dem Dieb göttlichen Willens.

Arktoteles meinte, daß die Nase das kostbarste und hervorragende Glied des menschlichen Körpers sei, und die Menschen beim Niesen nur darum einander grüßten, weil sie damit dieses Organ und seine wichtigste Funktion gebührend ehren wollten.

Die altjüdische Wissenschaft will es anders wissen. Die weisen alten Bücher der Juden behaupten entschieden, der Mensch hätte in alten Zeiten nur einmal im Leben niesen können. Dieser erste Nieser wurde ihm stets zum Verhängnis, er war der Wind des Todes, der Mensch mußte sterben. So war es bis Jakob. Er aber wandte sich in innigem Gebet an Gott und wünschte sich die Gnade öfter niesen zu dürfen. Gott zeigte sich gnädig und seit dieser Zeit kann der Mensch niesen, soviel er nur will, ohne daran zu sterben. Im Menschengeschlecht blieb aber die Erinnerung an die tödlichen Folgen des Nießens wach und man grüßt den Niesenden mit dem freundlichen Wunsch: „zum Wohlsein!“

Die Römer ehrten diese musikalische Aeußerung der Nase so sehr, daß sie sich selbst, auch wenn sie allein waren, mit lauter Stimme „zum Wohlsein!“ zuriefen. In einem Epigramm wird der arme Proclus verhöhnt, seine Nase wäre so lang, daß er sein eigenes Niesen nicht recht hören könne, — und deswegen wird er „unglücklich“ genannt, — ihm war die Gnade der Götter verjagt, sich selbst „zum Wohlsein!“ wünschen zu können.

In dem afrikanischen Reich Monopata, — so berichtet ein englischer Weltreisender — ist es heute noch ein nationales Fest, wenn die höchst ehrwürdige Nase des Königs zu niesen gerührt. Im ganzen Lande wird dieses freundliche Ereignis bekanntgegeben, das Volk versammelt sich auf den öffentlichen Versammlungsplätzen und wünscht laut unter freudlichem Nitus, unter Tänzen, dem König zum Wohlsein.

Spanische Abenteurer, die vor 400 Jahren das heutige Florida erobert hatten, fanden die Sitte der Ureinwohner vor, daß sie beim Niesen des Herrschers den Sonnengott mit ausgedrückten Armen anriefen und um Gnade für sich, den König und das Land baten.

Auch der Aberglaube weiß vom Niesen. Niesen morgens, mittags oder abends soll besonders schiefentlich üble oder angenehme Folgen haben. Wenn man Dienstag oder Freitag nieset, bedeutet es wieder was anderes. Traumbücher verbinden Zahlen mit dem Niesen und — hat Mutter Schulze diese Zahl in der Lotterie gesetzt und mit ihr einige Groschen gewonnen — ist sie ihrem Niesen dankbar bis in alle Ewigkeit. Niesst Du bei einer Behauptung, einem Gedanken oder Wunsch, sagt dein Nebenmann „richtig“ — und dein Wunsch muß auch in Erfüllung gehen.

Diese letzte Art der Wahrjagung kannten auch die Griechen. Homeros erzählt von Penelopeia, der freien Gattin des Odysseus, daß sie durch die unbändigen Freier belästigt an Zeus ein Gebet richtete, er möge ihren so heiß geliebten Gatten in die Heimat zurückführen — und da niesete ihr Sohn Telemachos von Herzen laut. Penelopeia trauerte, Zeus hatte ihr Gebet erhört.

Wenn der junge Grieche oder der Römer der Dame seines Herzens etwas sehr Galantes sagen wollte, sprach er: „Auch die Götter sollen an Deinem Geburtstag niesen!“

Also, lieber Zeitgenosse, schäme dich nicht und sage „Prost Gesundheit! Zum Wohlsein!“ — das ist noch etwas, was du dir selbst und deinem Freunde unentgeltlich wünschen kannst. . . . Gt. Gs.

## Schach-Ecke

Geleitet von Wenzel Scharoch, Drakowa Nr. 32, Post Modlan bei Teplitz-Schöbau.

SCHACHAUFGABE Nr. 238.  
Von Franz Tepper, Karlsbad.  
(Original.)

Schwarz: Kc5, Sa7, c7, Ba4, c6, e7. (8)



Weiß: Kc4, Tg6, Lf1, h6, Sb5, c8, Bc3, T4. (3)

Matt in zwei Zügen!

Lösungen sind bis längstens 14 Tage nach Erscheinen der Aufgabe an den Leiter dieser Spalte einzusenden.

Lösungszug zu Nr. 234: Te6—g6!  
(Nebenlösung durch Th6—h5 und Sc5×d7+.)

Lösungszug zu Nr. 235: Th6—f6!  
(Db6—c5 scheidet an Lc7 oder e7.)

Richtige Lösungen zu beiden Aufgaben sandten nachfolgende Genossen ein: Hahl Erwin, Chmiak Teo, König Anton, Holfeld Otto, Lohmüller Hans, Freundl Anton, Schindler Robert, sämtlich Nesteritz; Strache Karl und Strache Rudolf, Großpriesen; Beutel Wilhelm, Arnsdorf b. Tetschen; Richter Karl, Politz a. E.; Schöffel Anton, Schöbritz; Burkert Franz, Schönau b. Neutitschein; Sturm Heinrich, Brünn; Dinnebier Emil, Tetschen; Hyna Josef, Hostomitz; Nitsch Rosa, Trupschitz; Tesaf Franz, Suchel; Eichler Otto, Drakowa; Walter Ludwig, Robek Franz, König Anton, Steinwitz Hans, Schmied Ferdinand, sämtlich Kwitkau; Triltsch Gustav, Wisterschan. Zu Nr. 234: Tepper Franz, Karlsbad; Dreßler Rolf, Vlasim.

Die Bezirksschachleitung des Aussiger Bezirkes sagt auf diesem Wege dem Gen. Schöpfka den verbindlichsten Dank für seine aufopfernde Mühe, welche er während seiner Vortragstournee an die Schachgenossen aufwendete. Für die Bezirksschachleitung Erwin Hahl.